Flugschriften
des
Evangelischen Bundes.
Herausgegeben vom Vorstand des Ev. Bundes.

227.
(XIX. Reihe, 11.)

Denifles Luther.

Von

W. Nithack-Stahn
Pastor in Görlitz.

Leipzig 1904.
Verlag der Buchhandlung des Evang. Bundes von C. Braun.

Preis 40 Pfennig.

Denifles Luther.

Ich wünschte oft, mich in das Mittelalter zurückzuversetzen. Es hat für ein Kind des 20. Jahrhunderts einen besonderen Reiz, jene dunkle, wilde und doch große Zeit, aus der die neue, die unsere, sich im stärksten Gegensatze losgerungen. Das Buch, das uns heute beschäftigen soll, hat diesen Reiz. Sobald man seine ersten Seiten gelesen, umweht einen die Luft des — sagen wir: 13. Jahrhunderts. Und doch sind es nicht vergilbte Blätter aus alter Bücherei: dieses Buch hat erst voriges Jahr die Presse verlassen, und der es geschrieben, lebt noch, ein 60jähriger Dominikanermönch, geboren im heiligen Land Tirol, jetzt im vatikanischen Palaste in Rom als Unterarchivar des Papstes tätig: Heinrich Denifle.

Mit Stolz zählt er sich zu den Scholastikern, zu jener Schule der Gottesgelehrsamkeit, die von 1200—1300 blühte, um dann allmählich zu verwelken; zu jener uns so fern liegenden Wissenschaft, die als gehorsame Magd der Kirche es unternahm, das, was die Herrin lehrte, als denknotwendig der Vernunft zu erweisen: die also Himmel, Welt und Hölle kühn in das Netzwerk ihrer logischen Verknüpfungen spannte. — Ein echter Scholastiker ist Denifle; er lebt und webt in jener alten Gedankenwelt, in die er sich mit unendlichem Fleiß versenkt hat. Scholastik ist ihm die vernunftgemäße Wissenschaft von Gott, ihre Methode die wissenschaftliche Methode überhaupt. Die Wahrheit, so weit sie Menschen offenbart ist, liegt fertig da; der Schatz von gotterleuchteter Philosophie braucht nur gehoben zu werden. „Eine Kette von strengen Schlüssen" — ich brauche Denifles Worte — „führt von der Existenz Gottes bis zum Glauben an die Gottheit Christi." Alle christliche Philosophie — und nur eine solche hat das Recht zu sein — muß die Bahnen der

Scholastik innehalten. — Für diesen Denker also ist die ganze Geistesentwicklung der Neuzeit nicht vorhanden; die Renaissance, die Aufklärung, Kant, Hegel, sie haben ihm alle nichts zu sagen. Naturwissenschaftliche Forschung, neuere Geschichtsschreibung kümmern ihn nicht. Die großen Bahnbrecher neuzeitlicher Kultur haben ihm umsonst gelebt. Das letzte Halbjahrtausend der Menschheitsgeschichte ist, als wäre es nicht gewesen. Was allein Wert hat, liegt in den Grenzen der Kirche. Es gibt, wie sich versteht, nur eine, die von Christus unmittelbar gestiftete katholische Kirche. Denifle schreibt das Wort „lutherische Kirche“ nie ohne ein Ausrufungszeichen. „Von Kirche,“ ich rede wieder mit seinen Worten, „kann keine Rede sein, ebensowenig von einer Schwesterkirche gegenüber der katholischen. ‚Protestantismus‘, so nenne man diese sich ewig selbst zerfleischende Sekte.“ Protestanten sind keine Christen.

Dieser Scholastiker schickt sich an, ein Werk herauszugeben unter dem Titel „Luther und Luthertum“. In dem bis jetzt erschienenen ersten Bande setzt er sich das Ziel, Luther „psychologisch zu entwickeln“. Der Ausdruck klingt modern. Man könnte einen Versuch erwarten, den Werdegang Luthers aus seiner Umwelt herauszuspinnen. Und wirklich hebt Denifle scheinbar so an. Er schildert den Niedergang des Welt- und Ordensklerus um die Wende des 16. Jahrhunderts. Er gesteht, daß die Kirche damals reformbedürftig war; daß auch Luthern einmal „die sittliche Erneuerung der Kirche am Herzen lag“. Nun aber stellt er die Frage, wie es kam, daß Luther sich gegen die Kirche wandte. Seinen „Abfall“ zu erklären, darum handelt es sich nunmehr. An diesem Punkte wird sofort klar, daß wir in Denifles Buch keine geschichtliche Untersuchung haben, die uns einfach sagt, wie Luther geworden sei, sondern eine Beurteilung, die über Luthers Recht oder Unrecht entscheiden will. Und diese Frage ist für den Verfasser von vornherein beantwortet. Ich lege großen Wert darauf, zu betonen, daß, bevor Denifle die Feder ansetzte, um sein Buch zu schreiben, das Resultat für ihn bereits gegeben war: Luther war im Unrecht gegen die Kirche. Denn er war ein Abtrünniger und ist als solcher ausgestoßen worden. Wenn irgendwo, so gilt hier das Wort: Rom hat gesprochen. Denifle wirft immer wieder den protestantischen Lutherforschern vor, daß sie Luthers Person und Werk unwissenschaftlich, nämlich parteiisch darstellten; „Aprioristen“, Vorurteiler nennt

er sie. Und wir leugnen nicht, daß in manchen, besonders in volkstümlichen Lutherbüchern der Reformator in einer gewissen Verklärung erscheint, an die der strenge Maßstab der Geschichte nicht zu legen ist. Das ist die unwillkürliche Folge der Pietät — nennen wir es auch eine menschliche Schwäche, gegen die jedenfalls der Vertreter protestantischer Wissenschaft anzukämpfen grundsätzlich verpflichtet ist. In ganz anderer Lage war Denifle. Er mußte im voraus Luther verwerfen. Als Mönch, als Priester, als Scholastiker, als Katholik war es ihm eine heilige Pflicht. Er sagt einmal von den Päpsten, sie hätten „für ihre Lehren eine gebotene Marschroute“. Genau das galt von ihm, als er begann, sich mit Luther zu beschäftigen. Ich glaube, daß man Denifle nicht gerecht wird, wenn man das nicht hervorhebt.

Sonach lautete für ihn das Problem seines Buches: aus welchem Grunde wurde Luther, der Augustinermönch und geweihte Priester der Kirche, ein Irrlehrer? Man erwartet nach dem bisherigen wohl die Antwort: weil er diese und jene Lehre der Kirche irrig auffaßte oder weil er von irgendwelchen falschen Voraussetzungen ausging. Aber Denifle antwortet: nein, sondern ganz einfach: weil er ein schlechter Mensch war. Diese Behauptung, auf der Denifle sein ganzes gelehrtes Werk von beinah 900 Seiten aufbaut, verblüfft zunächst, wohl nicht nur lutherische Gemüter. Wir sind es zwar gewöhnt, daß in der Hitze des politischen Kampfes Parteigegner sich moralisch verdächtigen. Es mag auch noch immer Leute geben, die jeden Sozialisten oder umgekehrt jeden Bürgerlichen für einen Schurken halten oder die in der ganzen sozialen Reformbewegung eine Anzettelung nichtsnutziger Menschen sehen — in wissenschaftlichen Büchern wird man diesen Standpunkt nicht finden. Es ist uns heutigen Menschen eine tröstliche Ueberzeugung geworden, daß auch irrende Gedanken aus einem wahrheitsuchenden Herzen kommen können. Aber wieder muß ich sagen: Denifle konnte nicht anders — als Scholastiker, als mittelalterlicher Theologe, der er nun einmal ist. In dem Augenblicke, da Luther der Kirche absagte, war er ein Häretiker, ein Ketzer, ja, er war, wie Denifle ihn nennt, ein Häresiarch, ein Ketzerfürst. Ein solcher ist aber von der katholischen Kirche seit je als ein Böswilliger, ein in Sünden verlorener Sohn, ja, als Verbrecher behandelt worden. — So vereinfacht sich für Denifle das Lutherproblem bis zu der Frage: welche Sünde

Luthers war das Motiv seiner sogenannten Reformation? Und auch hier bot sich ihm vor aller Untersuchung eine hohe Wahrscheinlichkeit. Schon der alte Kirchenvater Hieronymus sagt, die meisten Ketzereien seien aus Weiberliebe und fleischlichen Gelüsten hervorgegangen. Denifle selbst ist der Ansicht, daß die Entartung der Kirche vor Luthers Auftreten wesentlich in dem Laster der Unzucht bestand. Die berechtigten Reformbestrebungen der Zeit hätten sich daher auf sittliche Erneuerung bezogen; zu einer religiösen Reform war nach Denifle natürlich keine Ursache. „Die Philosophie des Fleisches" schuf die Unzufriedenheit mit der Kirche. So erhebt Denifle gegen Luther die Anklage auf Wollust. — Ich betone noch einmal, daß Denifle, der mittelalterliche Katholik, der gläubige Mönch und Asket, mit einer innern Notwendigkeit zu diesem Ergebnis kommen mußte — darum, weil es sich ihm vor aller Lutherforschung als das Nächstliegende empfahl. Er riet darauf, bevor er es zu wissen glaubte. Und er verrät selber diesen seinen Gedankengang: denn nicht erst am Schluß, sondern am Anfang seines Buches bezichtigt er Luther der Unkeuschheit. Bereits in der Einleitung bricht er so den Stab über ihn. — Ich sage das weder, um Denifle zu tadeln, noch ihn zu entschuldigen, sondern um ihn psychologisch zu erklären.

Ehe wir nun hören, wie Denifle sein vernichtendes Urteil über Luther beweist, noch ein Wort. Unsere Gefühle werden vielfach aufs tiefste verletzt werden. Aber ich bitte im voraus sich als evangelische Christen zu sagen, daß unser Glaube unverwundet bleiben wird. Denifle gibt sich zwar der Hoffnung hin, daß seine Arbeit dazu dienen werde, „die Protestanten zur katholischen Kirche zurückzuführen", wie er sich ausdrückt: „in den einen Schafstall unter dem einen Hirten". Sein Buch ist von Anfang bis Ende mit einer zitternden Leidenschaft geschrieben. Nicht der nüchterne Forscher redet hier, sondern der Bekehrungseiferer. Er ficht gegen den toten Luther, aber den lebendigen Luthergeist will er treffen. Denn er ist der Meinung: uns Protestanten sei Luther „der unfehlbare Heilige", die unantastbare „Autorität" in Glaubensdingen — ich lasse Denifle reden —, wir seien an diese „menschliche Instanz gebunden" und unterwürfen uns ihr in „gedankenlosem Köhlerglauben", „atmeten unter dem Joche des Mönches von Wittenberg". Echt katholisch gedacht und eben darum unvereinbar mit evangelischer Glaubensweise. Luther ist uns kein Evangelium, er gab es uns nur, so meinen wir, zurück. Und hätte er selbst es uns mit unreinen Händen gereicht, an dem, was wir durch ihn besitzen, wäre nicht ein Atom geändert. Wir wären um einen Helden ärmer, den wir liebten — unser Glaube bliebe unerschüttert. Wie schrieb doch Luther? „Wer mir zu Dienst oder Ehre oder um meinetwillen glaubt, dem danke es der leidige Teufel . . . . das Wort hat sie und sie haben das Wort. Den Luther mögen sie fahren lassen, er sei ein Bube oder heilig." — In solcher Gesinnung wollen wir hören, wie Denifle seine erschreckende Anklage begründet.

Wir erinnern uns alle aus der Lebensgeschichte des Reformators, wie wir sie von Jugend auf gelernt haben, an jenes entscheidende Erlebnis, das wir die eigentliche Geburtsstunde der Reformation nennen müssen. Luther war ins Kloster gegangen aus Sorge um sein Seelenheil; er hoffte durch Möncherei sich den Himmel zu erwerben. Wie kaum ein anderer zerquälte er Leib und Seele mit geistlichen Uebungen, daß er fast daran gestorben wäre, bis ihn eines Tages sein Ordensvikar hinwies auf den Satz: „Ich glaube an eine Vergebung der Sünden". Und siehe, in der verkannten Bibel, im Römerbriefe fand er das Wort, das wie ein Blitz in seine Seele fiel: „daß der Mensch gerecht werde ohne Gesetzeswerke allein durch den Glauben". — Diese ganze Erzählung, behauptet Denifle, ist eine Fabel, ein Roman, den Luther ersonnen, um die Welt über den wahren Grund seiner Sinnesänderung zu täuschen. In Wirklichkeit verlief die Sache so: wie jeder Mönch, war Luther ins Kloster eingetreten, um den Lebensweg einzuschlagen, der am sichersten zur christlichen Vollkommenheit führt. Aber es gelang ihm nicht, auf diesem Wege fortzuschreiten. Der ausgeprägte Hochmut, der ihm eigen war, verführte ihn zu dem groben Mißverständnis, daß er die Gerechtigkeit vor Gott, die sich der Christ erwerben soll, verwechselte mit der Selbstgerechtigkeit. Dieser pharisäische Dünkel mußte am Ende Schiffbruch leiden. In der Tat machte Luther die Erfahrung — und dies war das entscheidende Erlebnis und die Geburtsstunde der „Reformation (daß Gott erbarm'!)" —, daß er die Sünde, und zwar im besonderen die unkeusche Begierde, nicht überwinden konnte. Anstatt nun sich zu demütigen und an den Gnadenmitteln der Kirche sich aufzurichten, zog es Luther vor, jene rein persönliche Erfahrung zu verallgemeinern. Er behauptete frischweg: die böse Lust ist schlechterdings nicht

zu besiegen, es ist die Erbsünde, die da bleibt. Aus diesem Urgrundsatz Lutherscher Theologie, wenn man diese Art Gottesgelehrsamkeit nicht vielmehr „Sarkologie", Fleischeswissenschaft, nennen soll, ergab sich ihm alles übrige wie von selber. Wenn die böse Lust unüberwindlich ist, so hat Gott unmögliches von uns verlangt, als er uns die sittlichen Gebote gab; auch Christi höchstes Gebot der Liebe ist unerfüllbar. Was ist da zu tun, wenn einer doch nicht verdammt werden will? Da bietet sich ein willkommener Ausweg. Habe ich auch nichts Gutes getan, Christus hat ja das Gesetz vollkommen erfüllt. So spreche ich zu ihm: nimm du meine Sünde und gib mir deine Gerechtigkeit. Und siehe, Gott läßt diesen Tausch gelten und erklärt mich für gerecht, obwohl ich's gar nicht bin. Mit anderen Worten: Christus ist die schützende Henne, die mich sündhaftes Küchlein unter die Flügel nimmt, oder auch: er ist die spanische Wand, hinter der ich Sünder mich vor Gottes Strafgericht verstecke. — Da haben wir die famose Rechtfertigungslehre Luthers, die darin gipfelt: Christus muß alles tun, wir nichts; diese höchst bequeme Theorie, wie geschaffen für sittliche Feiglinge und Weichlinge! Es ist die Aufhebung der Moralität in der Religion! Und noch einmal: wie kam Luther darauf? Seiner individuellen Erfahrung entnahm er es.

Wir halten hier inne und fragen: woher weiß Denifle das alles? Und er antwortet kühn: von Luther selbst. Und wahrlich, Luther hat es ihm leicht gemacht. Er gehörte unter den großen Menschen der Geschichte zu den Selbstbekennern, zu jenen großartigen Naturen, die ihr tiefstes Innenleben vor der Welt aufdecken, mit einer furchtlosen Offenheit, die freilich dem Gegner leicht zu treffende Blößen preisgibt. So war auch Paulus, Luthers geliebtester Lehrer, so auch sein anderer, Augustinus. Ja, es ist wahr, Denifle hat recht gelesen: Luther predigte es von der Kanzel zu Wittenberg: „Wir alle erfahren, daß die Begierlichkeit gänzlich unbesiegbar ist." Er lehrte es auf dem Katheder, daß „der Kampf gegen die Leidenschaften des Zornes, des Hochmutes, der Wollust äußerst schwierig, ja vergeblich ist, wie die Erfahrung lehrt". Er schreibt: „Wer tut das Gute und unterläßt das Böse . . . . so, wie wenn das Gute nicht geboten, das Schlechte nicht verboten wäre? Ich glaube, wollten wir unser Herz durchforschen, sich keiner so finden würde . . . ., ja, wenn es ungestraft sein

könnte oder wenn nicht eine Belohnung in Aussicht stünde, würde selbst der Gute das Gute unterlassen und das Böse ebenso tun wie der Böse!" Er schreibt an einen Freund: „. . . . aus meiner und deiner, ja aus der Erfahrung aller, die ich je unruhig gesehen habe, weiß ich, daß nur die Klugheit unseres Sinnes Grund und Wurzel unserer ganzen Unruhe sei . . . . und damit ich von mir spreche, in welchen Armseligkeiten hat mich das schalkhafte Auge vexiert und vexiert mich bis jetzt aufs äußerste!" Ja, das ist der Ton der Selbstanklage, den er später in das Bußlied ergoß: „Aus tiefer Not schrei' ich zu dir!", derselbe Ton, der sich einst dem Paulus entrang: „Das Gute, das ich will, das tue ich nicht . . . . ich elender Mensch! . . . . gefangen in der Sünde Gesetz!" Das ist die Stimmung, die Luther gleich wie Paulus zeitweilig zu dem finsteren Glauben brachte, der allmächtige Gott habe die Menschen im voraus bestimmt entweder zur Seligkeit oder zur Verdammnis. Wie ein rollender Stein dem Abgrunde zu, triebe der Sünder seinem Verhängnis entgegen, er, unfähig zu widerstreben, unfreien Willens. Das ist eine Tiefe der Selbstverwerfung, die den höchstgespannten Idealismus zur Kehrseite hat, eine dunkle Tiefe, in die freilich der Durchschnittsmönch und Normalkatholik, nicht nur des 16. Jahrhunderts, verständnislos hineinblickt. Denifle tut es mit einem wahren Triumph. Luther hat sich selbst verraten! Die unbezähmbare sinnliche Lust in ihm, die erklärt alles — wobei übrigens Denifle den folgenschweren Fehler begeht, daß er das Luthersche Wort „Begierlichkeit", latein. concupiscentia, vornehmlich im Sinne von „Unkeuschheit" auslegt, was schon sprachlich falsch ist.

Aus dieser Ursünde Luthers, so fährt Denifle fort, erwächst nun eine ganze Reihe von Fehlschlüssen. Nicht genug nämlich, daß Luther ein sittlich unreiner Mensch war, er war leider Gottes auch ein höchst konfuser Kopf. Es hat beinah etwas Rührendes, zu sehen, wie Denifle sich als ein verspäteter Seelsorger um Luther bemüht. Händeringend steht er vor ihm: wenn er nur nicht philosophisch so ungebildet, in der Theologie so unwissend gewesen wäre! wenn er nur die Scholastiker mehr studiert hätte! Es ist doch alles so sonnenklar! Die Erbsünde, mit der Luther sich so verzweifelt plagte, ist ja laut Kirchenlehre in der Taufe beseitigt. Was uns noch anhaftet, ist nur eine gewisse sündliche Neigung, die aber überwunden werden kann, und zwar mit Hilfe der

göttlichen Gnade, die uns bei der Taufe eingegossen worden ist . . . . wie das alles der heilige Thomas von Aquino, der „Fürst der Scholastiker", so unwidersprechlich mit haarscharfer Logik ausführt. Ja, Pater Denifle, wenn es nur nicht Menschen gäbe, sonderbare Menschen, die man mit der Dogmatik nicht trösten kann, die sich mit aller Erbweisheit der Jahrtausende nicht zufrieden geben, sondern die in der Religion selber erleben wollen! Zu diesen seltenen, aber doch recht beachtenswerten Käuzen gehörte nun einmal Martin Luther. Was du ihm vorhältst, Pater Denifle, das haben ihm Freunde und Feinde weiland schon gesagt und er sich selber — aber es hat eben nichts geholfen! — Und ich höre Denifle erwidern: half ihm denn aber das, womit er sein Gewissen beruhigte? diese „tolle Gerechtigkeit", die er sich „ausgedacht"? Und Denifle bietet auch hier seinen subtilsten Scharfsinn auf, um den Widerspruch zu erweisen, daß ein Mensch vor Gott als gerecht gilt, ohne es zu sein. Dieser Unsinn, diese Widervernunft, zu sagen: ich bin unsittlich und werde als sittlich erklärt, trotzdem ich unsittlich bleibe! Der Christ ist zugleich ein Freund und ein Feind Gottes! Das bedeutet völlige Begriffsverwirrung, ja Begriffslosigkeit, Verachtung jeglicher Philosophie! — Da ist es mir, als sähe ich ein Lächeln über die Züge dessen gehen, für den unser Scholastiker zu streiten wähnt. Wie sagte doch er im Gleichnis vom verlorenen Sohn? „Da sah ihn sein Vater, und es jammerte ihn, lief und fiel ihm um seinen Hals und küßte ihn." Ungerecht und doch gerecht gesprochen aus Gnade! Wir aber bitten im Vaterunser, wie Luther erklärt, daß Gott also „nicht ansehen wolle unsere Sünde". Ich meine, dergleichen kann ein Mensch erleben, ob's auch ein Widerspruch ist. Daß doch Denifle, der so stolz ist auf sein wohlgefügtes „System" des Glaubens, nichts ahnt von den großen Paradoxen in der Religion, von den Widersinnigkeiten, die der Glaube bedarf, um sie jauchzend zu überfliegen!

Der Glaube! Ja, hatte denn Luther, so ruft Denifle, überhaupt etwas wie „Glauben", was diesen Namen verdient?! Und alle Waffen der Vernunft und Dialektik holt er herbei, um diesen Herzpunkt Lutherschen Christentums tödlich zu treffen. Durch den „Glauben allein" wollte Luther selig werden, wehe ihm! Dieser Glaube ist erst recht ein unbekanntes X, ein Hirngespinst! Wörtlich sagt Denifle: „So wenig war Luther in der Theologie gebildet, daß er

nicht wußte, welcher Glaube zur Rechtfertigung gehört." Echt scholastisch! Aus der Theologie weiß man, was Glauben ist! Und was denn? Ein „Fürwahrhalten der Offenbarung auf die Autorität Gottes hin" oder „die vernunftgemäße Zustimmung zu den Lehren der Kirche", eine „übernatürliche Tugend", sofern sie nur mit Gottes Hilfe zu stande kommt. Allerdings, diesen Glauben hatte Luther nicht; er hatte ihn einmal gehabt, aber er fand durch ihn nicht den gnädigen Gott, nach dem seine Seele verlangte. „Auch die Teufel glauben an Gott," meinte er, und doch müssen sie vor ihm zittern. So ergeht es dem sündigen Menschen, der nur glaubt, daß ein Gott sei. „Wir müssen als gewiß feststellen, daß Gott uns gnädig ist," sagte er — darum, so ergreifen wir in herzlichem Vertrauen Gottes Vaterhand, die sich uns in Christus entgegenstreckt. — Worte! nichts als Worte! ruft Denifle dazwischen. Dieser Luther war doch in der Theologie zu oberflächlich gebildet! Der Glaube „ergreift" Gottes Hand? Aber der Glaube ist doch ein unpersönlicher Begriff, der nicht greifen kann! Und übrigens ein Widerspruch zu Luthers früherer Meinung, daß der Mensch keinen freien Willen habe. Bald erlöst ihn Gott, bald soll er sich selbst erlösen. Hoffnungslose Konfusion! sophistisches Geschwätz! Und so sticht Denifle Luthern mit Silben tot, daß der bekannte Totengräber im „Hamlet" bei ihm in die Schule gehen könnte. — Also „Vertrauen" soll der Glaube sein? Aber Luther! Vertrauen ist doch immer eine Art Hoffnung? niemals „eine totale Selbsthingabe" und zudem eine „egoistische Regung". Aber Denifle! Kennst du denn gar nicht das Gleichnis vom verlorenen Sohn? — Jedoch unser Kritiker fährt unbekümmert fort: Also das ist der Luthersche Glaube — dieser sein „originalster Gedanke", wie die Protestanten rühmen — man verläßt sich „gemütlich" auf Gott und Christus und bleibt im übrigen, wie man ist — wahrlich, „die richtige Lehre für verkommene Christen". Danach kann jeder Lump mit Gottvertrauen in den Himmel kommen. Wo aber bleibt die Liebe zu Gott und zu dem Nächsten? wo bleiben die guten Werke? Nun, jedes evangelische Schulkind weiß die Antwort Luthers darauf: Sie wachsen aus dem Glauben hervor, wie die Früchte am Baum. „Wer Gott trauet," sagt Luther, „dem gibt er sobald seinen Geist." Wie sollte auch der verlorene Sohn den Vater nicht lieben, der ihm die Arme entgegenbreitet?

Alles Hokuspokus! so schilt Denifle. Glaube und Liebe sind zwei an sich „vollständige und verschiedene Begriffe". Luther vermischt beide, er ist eben „viel zu wenig philosophisch und theologisch gebildet". Und endlich die Krone der Lutherschen Glaubensart: es ist die feste Zuversicht, bei Gott in Gnaden zu sein, die kindlich frohe Gewißheit, mit der der verlorene und wiedergefundene Sohn an der Brust des Vaters liegt: du bist mein und ich bin dein, niemand kann uns scheiden. Heilsgewißheit! Luther fand sie im katholischen Christentume nicht, nur ein ängstliches Mühen und Fronden im Tagelöhnerdienste eines gestrengen Gottes, eine Sisyphusarbeit voll bitterer Enttäuschung, im besten Falle eine Hoffnung auf Seligkeit. — Denifle gibt zu, daß der katholische Christ nicht mehr erlangen könne; eine vollkommene Sicherheit, das Wohlgefallen Gottes zu besitzen, gibt es hienieden nicht. Aber die Heilsgewißheit Luthers war eben ein Phantom, ein Unding, so gut wie sein angeblicher Glaube. „Er hat sie sich angedichtet und anderen weisgemacht." Aber wie? wenn nun Luther das alles innerlich erlebt hat? wenn er mit tausend holden, bezwingenden Worten davon redet, wie getrost und mit aller Zuversicht ein „liebes Kind" zum „lieben Vater" stehe, daß man ihm abfühlt: er hat es selbst erfahren? — Und Denifle ruft: Ich glaube nicht an diese Erfahrung! Er kann sie nicht gemacht haben. Sie widerspricht der „gesunden Theologie", sie widerspricht der Lehre der Kirche, der Erfahrung aller Heiligen, sie ist ein unklarer Begriff. Wahn ist das, Autosuggestion — oder auch schlimmeres. Luther, so sagt er wörtlich, hatte weder vom Glauben Erfahrung, noch von der Liebe, noch von der Heilsgewißheit, nur eine Erfahrung hatte er, die seiner unbezähmbaren sinnlichen Lust. — Da stehen wir. Sonderbar, sehr sonderbar: wenn Luther in seinem großartigen Freimut von den Anfechtungen der Sünde redet, die er erlitten, so glaubt ihm Denifle alles aufs Wort; es webt sich ihm aufs schönste zum Ganzen. Legt aber Luther fromme Bekenntnisse ab, so ist er ihm — unglaubwürdig. Wie schreibt doch Denifle in seinem Vorwort? Ich habe die Absicht, „der Wahrheit vorurteilsfrei zu dienen". — Und so faßt er denn sein Urteil über die Luthersche Theologie zusammen: „Ihr Mittelpunkt ist nicht Christus oder die Rechtfertigung aus dem Glauben, sondern der Mensch, und zwar ein spezieller Mensch: es ist Luther mit seinem individuellen traurigen

Inneren, das er auf alle anderen übertrug." Es ist eine rein subjektive Lehre, die sich „in Widersprüchen und Albernheiten bewegt". Indem Luther die Liebe, das sittliche Streben überhaupt zum alten Eisen warf, hob er die Moralität auf, indem er durch seine Selbsterlösung am Ende Christus überflüssig machte, vernichtete er auch die Religiosität. Das Luthertum ist eine Karikatur des Christentums.

Ich wünschte, ich könnte hiermit schließen. So dürften wir, glaube ich, von diesem neuesten katholischen Luthererklärer Abschied nehmen mit dem Endurteil: er hat sich vergeblich bemüht, Luther zu verstehen. Er hat aber in manchen Punkten recht gesehen: allerdings war Luthers Grundmotiv sein tiefes Sündengefühl; nur daß Denifle irrig schließt: also warf er sich bequem auf das Ruhepolster göttlicher Gnade und phantasierte sich einen möglichst kostenlosen Freibrief für den Himmel zurecht, den er sich dann vergnügt in die Tasche steckte unter der Firma: der Glaube macht selig. Nein, sondern Luther, tief überzeugt von der sittlichen Ohnmacht des Menschen, wie er einmal ist, warf sich, durch Christus ermutigt, dem gnädigen Gott in die Arme und schöpfte aus diesem Quell vergebender Liebe die Kraft zu einem neuen sittlichen Leben. Er hat wirklich wieder entdeckt, was Glauben ist. — Aber auch darin hat Denifle recht: Luthers Glaube war individuell entstanden, subjektiv. Mochte er sich mit gutem Recht auf die Bibel berufen, insbesondere auf den Apostel Paulus, was er mit seinem Gotte selbst erlebt hatte, das war ihm doch die letzte Instanz. „Ein jeglicher sehe zu, daß er völlig gewiß sei betreffs seines Berufes und seiner Lehre, damit er mit dem heil. Paulus ganz gewiß und ganz sicher wagen könne zu sagen: „Käme auch ein Engel vom Himmel und lehrte anders . . . . der sei verflucht!" Kopfschüttelnd zitiert es Denifle — ja freilich, damit stürzten alle Autoritäten, die der Christenheit damals Halt und Stütze waren. Auch in der Religion heißt es nach Luther: „Sehe jeder, wo er bleibe, und wer steht, daß er nicht falle". Man muß es Denifle, dem Mönch und Scholastiker, nachfühlen, wie ihn, den Klosterzellenluft gewöhnten, im engen Gehege der Priesterkirche auferzogenen, die dünne, scharfe Luft dieser Bergesfreiheit durchschauert, wie ihm da der Atem ausgeht; wie diese Gedanken- und Gewissensfreiheit, deren letzte Folgerungen selbst Luther nicht vorausgesehen, dem gehorsamen Sohn der Kirche Entsetzen einflößt. —

Dieser „Dahergelaufene", der sich anmaßt, über eine mehr als tausendjährige Vergangenheit den Stab zu brechen, dieser Parvenü, der dem dreifach gekrönten Haupt der Kirche die Bannbulle vor die Füße wirft und sich zum Richter der legitimen Hüter der Wahrheit aufwirft — er erinnert ihn an die Uebermenschen modernster Erfindung, denn er war wirklich ein Umwerter aller Werte! — Nein, es wäre wohl zu viel verlangt, daß ein Denifle sich in Luther hineindenken sollte, ganze Zeitepochen liegen zwischen ihnen. Luther schritt seiner Zeit um Jahrhunderte voraus, Denifle aber lebt im 13. Jahrhundert.

Noch einmal, ich wollte, ich könnte hier schließen. Leider darf ich es um der Wahrheit willen nicht, sondern ich muß das Geständnis machen, daß das bisher Gesagte nur ein Drittel des Buches von Denifle wiedergibt, und auch dieses in einer abgeschwächten Form. Das erste Drittel seines Werkes verwendet Denifle darauf, nachzuweisen, daß Luther nach seinem Austritte aus dem Mönchsstande diesen auf das gröblichste und ungerechteste angegriffen, ein Zerrbild von ihm entworfen, insbesondere die katholische Lehre über Ehe und Ehelosigkeit entstellt habe, um sie bestreiten zu können. Daß Denifle gerade dieses Kapitel des großen Kampfes so ausführlich behandelt, ist dem Dominikanermönche nicht zu verdenken, der die Ideale seines Lebens verficht. Und auch hier muß anerkannt werden, daß er auch richtiges sagt. Es ist wahr: gerecht hat der Reformator das Mönchtum nicht beurteilt. Wenn er schreibt: „Der Karthäuser will mit seinem Strick den Himmel verdienen," wenn er einen Mönch sagen läßt: „Alle Tage fasten und kein Fleisch essen, meinen Leib zermartern . . . . dafür wird Gott mich selig machen," oder „Christen können die Mönche nicht heißen, denn sie vertrauen auf Kappen und Platten und auf anderen menschlichen Tand," so darf Denifle erwidern: das ist nicht wahr. Auch nach katholischer Lehre sind jene Werke nur äußerliche Zucht, diese Abzeichen nur Symbole innerer Heiligung. Luther, der aus dem Kloster hervorgegangene, hat allerdings das Klosterleben einseitig dargestellt. Es mag auch sein, daß, als er aus später Erinnerung sein eignes Mönchtum, zumal das in Erfurt, schilderte, er die Farben zu dunkel genommen hat. Eine erstaunliche Belesenheit in den Ordensregeln setzt Denifle in den Stand, Luthern hier Irrtümer und Uebertreibungen nachzuweisen. Dennoch hätte er die Gerechtigkeit, die er an Luther vermißt,

auch ihm gewähren sollen. Man bedenke, daß Luthers Schriften wider das Mönchswesen Kriegsrufe waren, Krieg gegen den katholischen Grundsatz des Abverdienens in der Religion, den Luther mit Recht vornehmlich im Mönchtum verkörpert sah. Und man wird es dem Kämpfer zu gute halten, daß er gerade diesen Gegner so unerbittlich befehdete. Man bedenke weiter, daß Luther — so gut wie beim Ablaßstreite — weniger die leidliche Theorie als die unleidliche Praxis bekämpfte. Das Mönchtum war aber damals im traurigsten Niedergang begriffen, was Denifle übrigens selbst gesteht. — Wie kleinlich er oft an Luthers Worten mäkelt, davon nur ein Beispiel. Luther behauptete, nach katholischer Lehre sei der Ordensstand der „Stand der Vollkommenheit". Entrüstet weist Denifle diesen Verdacht zurück und bietet all seine bewundernswerte Kenntnis der alten Kirchenlehrer auf, um darzutun, daß nach ihnen der Mönchsstand nur der sicherste Weg sei, der zur Vollkommenheit führe. Heißt das nicht wieder Begriffe spalten? Was wollte denn Luther sagen, als was alle Welt weiß? Daß es in der katholischen Kirche zweierlei Stände gibt, gewöhnliche Weltchristen und eine Elite, die Mönche und Priester? daß diese dem Ideal des Christen näher stehen, als jene? daß es also zweierlei Sittlichkeit gibt, eine, die für den gemeinen Sterblichen ausreicht, und eine höhere für die Extrafrommen? Seltsam dünkt es mich auch, daß Denifle es Luthern zur unverzeihlichen Sünde rechnet, daß er sein Mönchsgelübde gebrochen habe, als er das Kloster verließ. Ist es denn wirklich Sünde, eines Schwures sich selbst zu entbinden, wenn man erkannt hat, daß sein Inhalt falsch und nichtig war? Hat je die katholische Kirche einen Evangelischen, der zu ihr übertreten wollte, damit zurückgewiesen: du brichst das Gelübde deiner Konfirmation?! Nein, was in Denifles Augen den Austritt Luthers aus dem Kloster so unverzeihlich macht, ist ein anderes: nach ihm legte Luther die Kutte ab aus fleischlicher Lust, aus Liebe zum Weibe. „Die Begierde ist unüberwindlich" — so lehrte er ja — das erklärt bei ihm alles.

Das erklärt auch, so meint Denifle, seine Stellung zum Zölibat. Und wieder empört es ihn, bei Luther den Satz zu finden: der Papst habe den Ehestand als sündlich verboten. Das ist allerdings zu viel gesagt. Denifle darf erwidern, daß ja gerade in der katholischen Kirche die Ehe ein Sakrament sei. Indessen auch hier sollte ein gerechter Kritiker fragen:

warum bekämpfte Luther das Verbot der Priesterehe? Weil er in diesem Verbot mit Recht die Anschauung fand, gottwohlgefälliger als der Ehestand sei der ehelose, also doch eine Mißachtung der gottgeschaffenen Natur. Es ist eine Ausflucht Denifles, wenn er den Zölibat so auslegt, als solle er nur den Priester von Familiensorgen entlasten. „Die Jungfräulichkeit,“ sagt er selber, „ist das sittlich bessere Leben;“ „höhere Seelen entsagen dem Ehestande“ — so steht in einem uralten Sakramentsbuche zu lesen, das ist katholischer Glaube. Warum beruft sich auch Denifle sonst auf des Apostels Paulus bekannten Rat, ehelos zu bleiben, wenn das nur praktische Gründe hätte? — Es ist wahr, auch hier gibt sich Luther eine wissenschaftliche Blöße, indem er den Paulus gerade für sich in Anspruch nimmt; ein Lobredner des Ehestandes war einmal dieser große Apostel nicht. Aber daß Denifle gerade mit Luthers Bibelauslegung so scharf ins Gericht geht, nimmt doch wunder. Wer mit der katholisch gedeuteten Bibel im römischen Glashause sitzt, der sollte da nicht mit Steinen werfen. —

Jedoch lassen wir diese Einzelheiten; es ist unmöglich, sie hier zu erschöpfen. Es ist Sache der protestantischen Fachgelehrten, darüber mit Denifle zu rechten; ja auch, von ihm zu lernen, was die Unsumme seines scholastischen Wissens im einzelnen lehrreiches bietet. Es ist noch keine Schande für unsere evangelischen Lutherforscher, daß Denifle vielfach das katholische Mittelalter genauer kennt als sie. Denn für unsereinen haben Mönchsregeln, Kirchenväter und Scholastiker nur einen geschichtlichen Wert, für ihn aber sind sie heilige Quellen des Glaubens.

Mag denn Denifle sich rühmen, dem Theologen Luther etwas am Zeuge geflickt zu haben — solche und noch mehr Ausstellungen an dem Reformator zu machen, haben auch protestantische Gelehrte sich nie gescheut —, mag er unserthalben auch Luthers scharfe Klinge mit scharfem Gegenschlag parieren und dabei auch des Helden treuen Schildhalter, Melanchthon, mit Seitenhieben nicht verschonen: dieses „Hündlein Luthers“, diesen „Theologaster“ von „äußerst mangelhafter theologischer Bildung“. Mag er auch die heutigen evangelischen Lutherforscher, als Köstlin, Seeberg, Harnack Kolde u. a. der „Voreingenommenheit“, des „Unverstandes“ und „lächerlicher Ignoranz“ beschuldigen — kurzum, mag Denifle gröber sein, als es im 20. Jahrhundert im wissenschaftlichen

Verkehr üblich ist, dem impulsiven Temperament wollen wir auch das noch nachsehen. — Aber was wir um der Sache willen nicht hingehen lassen dürfen, ist, daß er Luther wieder und wieder zum Lügner macht. „Er spricht fortwährend mit Bewußtsein die Unwahrheit,“ so erklärt Denifle. „Luthers Fälschungen“, „Luthers Lüge“, so überschreibt er ein Kapitel nach dem anderen. Ich dächte, dieser Vorwurf müßte doch der allerletzte sein, den ein Christ seinem Nächsten zu machen sich entschließt, gar einem Toten, der sich nicht verteidigen kann. Sah Denifle denn gar keine Möglichkeit, das, was er an Luther als „Lüge“ bezeichnet, auf eine andere Weise zu erklären? Ein Beispiel für viele: Luther wollte einmal beweisen, daß das Mönchsleben nicht selig mache. Er führt als Zeuge dessen den berühmten Mönch Bernhard von Clairveaux an, der, wie Luther sagt, einst, als er todkrank war, bekannte: „Ich habe meine Zeit verloren, weil ich böse gelebt habe. Aber eins tröstet mich: Du, o Gott, wirst einen zerschlagenen und gedemütigten Geist nicht verachten.“ Denifle nennt das alles eine „Lüge“ Luthers; denn erstens habe Bernhard das nicht am Ende seines Lebens gesagt und zweitens habe er damit keineswegs sein ganzes Mönchsleben für nichts geachtet. — Aber Luther hat ja gar nicht behauptet, daß Bernhard jene Worte auf dem Sterbebette gesprochen, sondern nur, als er einmal todkrank war. Und wenn Luther aus jenen Worten schließt, dieser berühmte Mönch habe hier offen zugestanden, daß er im Kloster seine Lebenszeit vergeudet und dort ein Sündenleben geführt habe, so mag er zu viel herausgehört haben. Aber das liegt ohne Zweifel in Bernhards Bekenntnis, daß er sich durchaus als schlichten Sünder vor Gott fühlte, der trotz seiner Möncherei auf dem Wege zur Vollkommenheit nicht weiter gelangt war, als jeder einfache Christ. — Ist das nun wirklich eine „Lüge“ Luthers, eine „Fälschung“, eine „Wortverdrehung wider besseres Wissen“?

Aber freilich, Denifle bemerkt schon in der Einleitung seines Buches, daß Luther „von Natur falschen Charakters“ war. Und in der Tat, was soll man einem Menschen besseres zutrauen, von dem man im voraus weiß, daß Wollust die Triebfeder seines Handelns war, daß er böse sein mußte? Ein von der Kirche Abgefallener, vom Papste feierlich Gebannter ist für den mittelalterlichen Katholiken vogelfrei. — Und so geht denn Denifle zum letzten Teile seines Buches über, zu

seinem stärksten Beweise gegen die Luthersche Theologie, und der ist: Luthers unchristliches, unsittliches Leben.

Es ist wohl unerhört in der wissenschaftlichen Literatur der neueren Zeit, daß jemand den Gegner im geistigen Kampf um die Wahrheit mit solchen Gründen widerlegen will. In der alten Kirche war leider Gottes diese Kampfesweise hergebracht. Sie schöpfte ihre Berechtigung aus der schon erwähnten Schlußreihe: wer der Kirche widerspricht, ist ein Gottloser, ein Gottloser aber ist ein schlechter Mensch. Ich weise auch an dieser Stelle noch einmal darauf hin, daß Denifle, der in seinem Buche sich mit beiden Füßen auf den Standpunkt eines mittelalterlichen Ketzerrichters stellt, jene Logik teilt. Und zwar zieht er jene Schlüsse von der falschen Lehre auf das böse Leben mit derselben Leichtigkeit vorwärts wie rückwärts. Luther war unsittlich, also mußte er auf theologische Irrwege geraten, so begann er; Luther war ein Irrlehrer, also mußte er unsittlich leben, so schließt er nun. Theorie und Praxis werden nach Bedürfnis gegeneinander ausgespielt; denn sie decken sich immer, d. h. doch nicht immer. „In der katholischen Kirche," so belehrt uns Denifle, „erreicht das Leben nicht die Lehre, während in Luthers Genossenschaft der Gottesfürchtige dem Leben nach höher steht als er und seine Lehre"; mit andern Worten: wenn ein Katholik ein Tunichtgut ist, so ist das seine Privatschuld; taugt ein Protestant nichts, so ist das konsequent. Luther jedenfalls als Vater der Ketzerei mußte ein Virtuos der Sünde sein. — Und er war es! so ruft Denifle aus mit der inneren Genugtuung, mit der der Astronom einen mathematisch vorausberechneten Stern an seinem Orte findet. Luther — ich stelle nur Denifles Worte zusammen — war „ein ausgelassener, verkommener, tief gesunkener Bettelmönch", ein „trauriges Subjekt", „raffiniert", „naseweis und arrogant", seine Worte zeugten „von teuflischer Gemeinheit", wie „ein dummer grimmiger Junge", mit „satanischem Haß raste er gegen die Kirche", ein „Possenreißer und Marktschreier" war er, „frivol und lügnerisch", ein „Meister in der Verstellung", sein „Eigensinn", sein „Hochmut" waren ohne Grenzen. Seine Sprache war „zotenhaft", „die Zote ist eine Eigentümlichkeit des Reformators". Je älter er wurde, je wüster ward er. „Seine Roheit nahm zu." Luther war „kein Geistes- und Gebetsmann", „der innere Verkehr mit Gott hörte in ihm auf, das Herz erkaltete". „Er brannte dagegen vor Fleischeslust," „sein Heil war nicht Christus, sondern das Weib, dem er und die Seinen nachliefen: ‚Du bist mein Heil'". „Er nahm eine feilgebotene Klosterfrau zur Konkubine und nannte sie sein Weib," er „hatte einen tierisch rohen Standpunkt zur Ehe". Er war ein Trinker, der viele seiner Schriften in der Trunkenheit verfaßt hat; „das Speien gehörte bei Luther zur Tagesordnung". „Es hat wohl nie, wenigstens in Deutschland, einen größeren Buben, einen frecheren, verkommeneren Bettelmönch gegeben"; er war „einer der Gemeinsten aller Zweifüßler", ein „sittliches Ungeheuer".

Und wie er, so seine Anhänger. „Luthers Evangelium erwies sich als ein Seminar von Sünden und Lastern." „Andere verlotterte Bettelmönche zog er in sein Garn." „Der Schund und Auswurf in der mittelalterlichen Kirche war die Mitgift für seine Lehre." „Luther und seine Uristen, d. h. ‚Brunstmenschen'," das ist der technische Ausdruck für die ersten Protestanten.

Und wieder fragen wir: woher weiß Denifle das alles? Und er antwortet: zum Teil von Zeitgenossen Luthers, zum größten Teil aus Luthers eigenem Munde. Was das erste anlangt, so wendet sich Denifle allerdings an Luthers Gegner, er beruft sich sogar auf Kardinal Aleander, Luthers Todfeind. Außerdem wiederholt er, der sonst so kritische Gelehrte, die Anklagen katholischer Schmähschriften des 16. bis 18. Jahrhunderts, die von Luthers „sieben bösen Geistern" und seinen „galanten Abenteuern" zu erzählen wußten. Geschickt benutzt auch Denifle einige Privatäußerungen Melanchthons, der von zeitweiligen Mißstimmungen gegen den so anders gearteten Freund nicht frei war. Wenn aber Luthers Anhänger den „frommen Martin" lobten, so war das „Mangel an sittlichem Ernst" und zugleich „wohlberechnete Taktik". Was half es übrigens? „Luther hat sich selbst verraten." — Es ist auch hier unmöglich, auf alle Beschuldigungen Denifles einzugehen; es ist auch nicht notwendig. Einige Beispiele werden genügen, einen Begriff davon zu geben, wie er die Selbstzeugnisse Luthers ausnützt. Luther schreibt auf der Wartburg: „Ich sitze hier den ganzen Tag müßig und schlemmend." „Ich brenne hier von großem Feuer meines ungezähmten Fleisches, der Faulheit, des Müßiggangs." Man denke sich den Feuergeist in die Mauern jener Burg eingeschlossen, während draußen im Reich der Kampf um seine Lehre

tobte — und man wird jene Worte recht verstehen. Was macht Denifle daraus? „Luthers Fleischesbrunst und gottleeres Leben auf der Wartburg,“ so schreibt er von der Zeit, da uns das deutsche Neue Testament geschenkt ward! Luther legt im „Großen Katechismus“ das sechste Gebot in dem Sinne des Wortes Jesu aus, daß schon ein unkeuscher Gedanke Ehebruch sei. Er meint, Gott hätte uns dieses Gebot nicht gegeben, wenn er nicht uns allen zutraute, daß wir „Ehebrecher“ sind. Daraus folgert Denifle: also hat der damals verheiratete Luther diese Erfahrung an sich gemacht, und schließt diese Folgerung mit dem Ausruf: „Verkommenstes Subjekt“!

Daß Denifle den bekannten Rat Luthers an den Landgrafen Philipp von Hessen, eine heimliche Doppelehe einzugehen, nach Kräften für sich verwertet, dürfen wir dem Glaubensgegner nicht verübeln. Aber auch protestantische Lutherverehrer haben sich nicht gescheut, diesen häßlichen Flecken auf des großen Mannes Leben als solchen anzuerkennen und tief zu beklagen. Es ist wahr: Luther, vor die schwere Frage gestellt, ob seine Sache den Schlag erleiden solle, daß ein evangelischer Fürst und Schirmherr der Reformation vor der Welt im Ehebruche lebte, war schwach genug, ein Auge zuzudrücken. Ohne Zweifel, eine Preisgabe christlicher Moral aus leidiger Menschenrücksicht. Indessen, sollte die Entrüstung eines katholischen Christen darüber nicht etwas gedämpft werden durch die Erwägung, wie oft bis in die neueste Zeit der Papst in fürstlichen Familien, meist unter recht gesuchten Gründen, Dispens erteilt hat zu einer Ehescheidung und zweiten Eheschließung, die noch nach katholischer Lehre Ehebruch bedeutet?

Zu dem Kapitel von Luthers Trunksucht nur dies. Daß Luther einem guten Trank nicht abhold war, weiß jeder Protestant aus der Episode vom Reichstage zu Worms. Wer seine derbe Ausdrucksweise kennt, wird auch die scherzhafte Wendung in einem Briefe an seine Käthe verstehen: „Ich fresse wie ein Böhme und saufe wie ein Deutscher, das sei Gott gedankt“, soll heißen: ich bin wohlauf und lasse mir nichts abgehen. — Wenn er ein andermal hinwirft: „Ich schreibe dies nüchtern und frühmorgens“, und ein andermal: „Ich bin jetzt nicht trunken noch unbedacht“, und Denifle schließt: also war Luther gewöhnlich betrunken —

so könnte er das mit demselben Rechte von der ersten Pfingstgemeinde vermuten, die der Apostel Petrus mit den Worten verteidigte: „Diese sind nicht trunken, wie ihr wähnet, denn es ist erst die dritte Stunde am Tage.“ Besondern Wert legt Denifle auf einen Brief Luthers, den er unterzeichnet habe: „Doktor Martinus, Doktor Luther, Doktor Plenus“, zu deutsch: „der volle Doktor“. Eine genaue Untersuchung der Urschrift hat aber ergeben, daß das letzte undeutliche Wort gar nicht „plenus“ heißt, sondern wahrscheinlich Hans, so daß die drei Unterschriften den von Luther oft beliebten Scherz darstellen, seine Frau als Doktor Luther zu bezeichnen; sein neunjähriges Söhnchen aber nennt er hier „Doktor Hans“. — Aus solchen und ähnlichen Schnitzeln flickt Denifle die Tatsache zusammen, daß Luther ein Trinker gewesen sei. Luther, der Riese an geistiger Arbeitskraft, ein Trinker! Diese Ueberlegung schon hätte das verbieten müssen. — Mehrmals beruft sich Denifle auf eine Klage Luthers an seinen Freund Staupitz: „Ich bin ein Mensch, zugleich ausgesetzt und fortgerissen von der Gesellschaft, von der Völlerei, von den Regungen des Fleisches, von der Nachlässigkeit und andern Beschwerden.“ „Der innere Verkehr mit Gott hörte auf,“ so erläutert Denifle diese geheime Herzensergießung eines gewissensernsten Menschen. Wahrlich, die Christenleute sind nicht zu beneiden, die einem Beichtvater solchen Schlages in die Hände fallen! —

Besonders ergrimmt ist Denifle auf Luthers Streitschriften gegen den Papst. An sich verargen wir ihm das nicht, besonders darum nicht, weil Luther hier, zumal in den erbitterten Kämpfen seiner letzten Lebensjahre, einen Ton anschlägt, den auch wir Evangelischen nicht billigen können; so, wenn er dem „Papstesel“ oder „Eselgott zu Rom“ Dinge wünscht und nachsagt, die man nach den heutigen Regeln des Anstandes nicht in den Mund nimmt, und die ungefähr an die Kraftausdrücke erinnern, mit denen Götz von Berlichingen in Goethes Drama vor den kaiserlichen Abgesandten das Fenster zuwirft. — Auch die Spottbilder und -verse auf den Papst, die Luther kurz vor seinem Tode ausgehen ließ, liegen jenseits der Wohlanständigkeit. Nun gut, nenne man diese Kampfesweise ungeschliffen, roh, ja zynisch, auch evangelische Theologen haben sie so genannt. Aber protestieren müssen wir, wenn Denifle sie „zotenhaft“ nennt. Nach allem Sprachgebrauch gehört zur

Zote die Lüsternheit, der Sinnenkitzel. Den aber finden wir in Luthers ungeschlachter Sprache nirgends. Es mag ja für den Katholiken schwer, beinah unmöglich sein, gerade diese Seite an Luthers Wesen zu ertragen. Indessen, sollte ein Gelehrter, der seine wissenschaftliche Objektivität mit solchem Nachdruck betont, wie es Denifle tut, nicht im stande sein, sich folgendes zu sagen: Luther war eine derbe deutsche Bauernnatur, ein echter Niedersachse — Denifle bemerkt auch das — mit all der trotzigen Kraft, dem Ungestüme dieses Stammes. Er stand in einem Kampfe auf Tod und Leben, er, fast der einzige, gegen eine erdrückende Uebermacht. Mit vornehmer Ruhe, mit Gelassenheit schlägt man nicht solche Schlachten. Die Vergleiche mit katholischen Mönchsheiligen, die Denifle zieht — wie passen sie auf diesen Mann der welterschütternden Tat! — Und Luther stritt, er war sich dessen tief bewußt, nicht gegen menschliche Gewalten nur: im Papsttum sah er den Antichristen, eine Ausgeburt des Satans. „Wer immer das Blut Christi ehren will,“ so schreibt er, „kann nicht umhin, gegen den Papst zu toben. Man kann diesem Höllendrachen nicht genug Feind sein.“ Auf ihn, mit allen Waffen, die sich bieten — genügt das Schwert nicht, so sei's die Keule, so sei's der schmetternde Stein! So hat Luther, übrigens im Stile seiner rohen Zeit, das Wort geführt. Es ist ein wildes, grimmiges Lachen, mit dem er das Papsttum geißelt, das ihn verflucht hat. — Gewiß, auch gegen das Papsttum, das sei Denifle zugestanden, war Luther nicht gerecht. Von der Kulturmacht, die es auch einmal gewesen, von der Pädagogie, mit der es unmündige Völker in den Elementen des Christentums erzogen hat, weiß Luther nichts. Er sieht nur Schatten. Aber hat je eine große, prophetische Persönlichkeit, die mit einer alten Welt im Kampfe lag, vorsichtig wägende Gerechtigkeit geübt? Ob die Pharisäer wirklich alle Heuchler und Tugendprahler waren, wie sie nach Jesu Worten scheinen? Und doch fiel auf sie ohne Einschränkung das schneidende Wort: „Ihr Otterngezüchte, übertünchte Gräber, voller Unrat und Totengebein!“ — Und wenn Denifle vor Luthers gemeinen Worten sich entsetzt, hat er denn anderes von ihm nicht gelesen? Ist ihm, dem Römer deutschen Stammes, das Ohr verschlossen gegen die Herrlichkeit der Lutherbibel? Und Luthers Lieder! Mag ihm das: „Ein' feste Burg“ mißtönend klingen — aber: „Vom Himmel hoch, da komm' ich her“ — diese holdseligen Klänge kindlicher Einfalt hätte das Herz eines Wüstlings, eines Trinkers, eines vertierten Menschen gedichtet?! — Welch eine Psychologie! Dazu höre man dies: in seiner Schrift „Von den Juden und ihren Lügen“ vergleicht Luther den jüdischen Messias mit unserm Christus. Er meint: „Sollte ich meine Hoffnung auf einen irdischen Glückbringer wie jene setzen, und wenn ich selber solch ein Messias wär', so wollt' ich lieber eine Sau werden,“ „die da sicher ruht, keinen Tod noch Hölle fürchtet, keinen Teufel noch Gottes Zorn, lebt so ganz ohne Sorge . . . . aber das kann nicht ewiges Leben geben!“ Und er schließt mit dem Lobpreise: „Ja, wir haben einen solchen Messias, der also spricht: Wer an mich glaubt, der soll leben, ob er gleich gestorben ist“ . . . usw. — Was sagt dazu Denifle? „Weit entfernt, daß Luthern sein Glaube . . . fröhlich und selig machte, beneidete er selbst die Sau um ihre Seligkeit,“ und Denifle überschreibt den betreffenden Abschnitt: „Die beneidenswerte Sau, das Ideal des seligen Lebens“!

Und dieser Mann behauptet, in Luthers Innerstes hineingeblickt zu haben! „Luther betete nicht mehr!“ „Den Kampf gegen die böse Lust hat er gar nicht aufgenommen.“ Denifle weiß das alles, er „sieht“ Luthers Gedanken, trotz einem Herzenskündiger. Und mehr noch: er liest sie ihm aus dem Gesicht ab. Einer der merkwürdigsten Abschnitte in Denifles Buch ist überschrieben: „Luthers Physiognomie. Sein Gesicht ist wie seine Bücher.“ Auch das ist wohl beispiellos in einem wissenschaftlichen Werk, daß jemand das Aeußere seines Gegners gegen dessen Gedanken in das Feld führt. Denifle schickt denn auch voraus, daß er nur seine subjektive Meinung aussprechen wolle. Aber warum dann überhaupt? Er findet in Luthers Antlitz nicht einen edlen oder gar höheren Zug, vielmehr „Arroganz, Verschlagenheit, Weichlichkeit, Sinnlichkeit und Gemeinheit“ und erklärt: „Luther trägt überall die Sünde auf dem Gesicht“. „Luther, in dir ist nichts Göttliches!“ — Erleichtert wird ihm diese Beweisführung dadurch, daß er nur geistlose, unechte Cranachbilder und mißlungene Wiedergaben anderer zu grunde legt.

Wir sind am Ende. Denifle hatte sich in seinem Buche ein hohes Ziel gesetzt: er wollte zum ersten Male Luther

richtig erklären. Er verhehlt nicht, daß er vor allem für Protestanten geschrieben habe, ihnen endlich die Wahrheit über Luther zu sagen. „Wenn sich dir das Resultat ergeben würde," so läßt er einen protestantischen Gelehrten seinen Hörer fragen, „Luther sei . . . ein verkommener Bettelmönch geworden und habe seine Lehre unter dem Banne seiner . . . Leidenschaften aufgestellt . . . sein Werk, die sogenannte Reformation, bezeichne das Vollmaß der früheren Schlechtigkeit . . . würdest du dein Resultat veröffentlichen?" Und wir antworten: ja. — Aber dieses Resultat hat sich auch durch Denifles Arbeit nicht ergeben.

Wir sehen ab von der Herabsetzung der Person Luthers, die in einem religionswissenschaftlichen Werke überhaupt keinen Raum hat. Wäre Luther „ein verkommener Mensch" gewesen, die geschichtliche Tatsache der Reformation bliebe, wie sie ist. Um diese selbst als eine große Irrung nachzuweisen, hätte Denifle zweierlei tun müssen: zum ersten aus den Urkunden des Christentums, d. h. aus dem Neuen Testament, dartun, daß die Gedanken der Reformation unchristlich waren; zum anderen den Beweis führen, daß Luthers Art zu glauben dem Wesen der Religion widerspräche, und zwar das nicht nur begrifflich, sondern psychologisch zeigen. Denifle hat das erste kaum, das zweite gar nicht versucht. Er konnte beides nicht, als Scholastiker. Geradezu kindlich mutet uns seine Meinung an: „Wenn es sich erweist, daß Luthers Recht gegen die Kirche hinfällig ist, dann ist es auch um die rechtliche Existenz der lutherischen Kirche, dieses X, das ebenso unbekannt ist, wie der Luthersche Glaube, geschehen." Als ob die Existenzberechtigung einer Kirche von etwas anderem abhinge, als von dem Glauben ihrer Mitglieder! Und als ob die ungezählten Millionen evangelischer Christen, die wie Luther geglaubt, darauf gelebt haben und — trotz Denifles Zweifel — darauf selig gestorben sind — als ob sie dadurch „widerlegt" wären, daß man Luthers persönlichen Glauben anficht! Als ob die vielen, die innerlich dasselbe erlebt haben, was Luther erlebte, dann aufhören müßten, evangelisch zu glauben! — Zu welchen Unnatürlichkeiten doch die Gewöhnung führt, auf Autorität hin zu glauben!

Ueberhaupt, was man so als Scholastiker sagen soll zu all den evangelischen Völkerscharen, unter denen doch — Denifle kann es nicht leugnen — wenigstens heutzutage auch

anständige Menschen sind! Aber er weiß sich zu helfen. Was etwa an den Protestanten gut ist, das sind unbewußte Ueberbleibsel katholischer Frömmigkeit. Darum „kehren echte Protestanten zur Kirche zurück", sintemal „die Menschenseele von Natur katholisch" ist. — Warum ich in dieser wohl ermüdenden Ausführlichkeit das Deniflesche Buch durchblättert habe? Weil es ein so lehrreiches Buch ist. Denn wir lernen daraus:

Zum ersten: wie blutnötig uns Luther war. Was ist es doch für ein gebundener, gebrochener, scheuer Glaube, der dieses Werk eines Mönches durchweht! Ein Glaube, der nur auf und ab wandelt in engbegrenzter Hürde, da ringsum die Stacheldrähte der Kirchensatzung dräuen. Was ist es doch für eine lebentötende Macht, diese begriffespinnende Scholastik, „unerquicklich wie der Nebelwind, der herbstlich durch die dürren Blätter säuselt"! Was ist es doch für ein blinder Fanatismus, der dieses Buch durchglüht, unversöhnlich, nicht achtend Menschenrecht, zu glauben nach eigenem Gewissen! — Gott sei Dank und Luther, daß wir in dieser Welt nicht mehr zu leben brauchen!

Zum andern lernen wir aus diesem Buche: wie groß doch Luther war! Was für Berge hat dieser eine Mann versetzt! Man stelle sich eine Zeit vor, wo der Geist eines Denifle, in dem der weiland Dr. Eck leibhaftig von den Toten auferstanden ist, die Hochschulen Europas beherrschte; wo Männer diesen Sinnes die Lehrer des Volks, die Erzieher der Fürsten, die Herren zu Rom, die Regenten der Welt waren! Wo Tausende im stillen darob seufzten, aber niemand den Mund zu öffnen wagte aus grausender Furcht vor Strafen in diesem und jenem Leben. Und Luther stemmte sich gegen die Riesenlast und hob den Alpdruck von der Christenheit.

Zum dritten lernen wir hier, in was für einer Zeit wir leben. Nicht, was Denifles Buch enthält, ist für uns wichtig, sondern daß und von wem es geschrieben worden. Denn er ist nicht, wie er behauptet, „ein armer, ganz alleinstehender Ordensmann"; er ist ein Archivar des Papstes und hat seinem Herrn in Audienz sein Werk überreichen dürfen. Und mögen etliche „Renaissance-Katholiken", wie er sie verächtlich nennt, die Wahrheit seines Lutherbilds bezweifeln, die offizielle Kirche Roms steht sicherlich auf

seiner Seite. — Und wie gebärdet sich dieser Dominikaner und Miterbe des heiligen Amtes der Inquisition! „Gericht über die protestantischen Theologen", so überschreibt er die eine Hälfte seines Buches. „Ich will sie bescheidener machen," so sagt er schon am Eingang. Und wie führt er das aus! Er fordert sie der Reihe nach vor seinen Richterstuhl und belehrt sie über Wissenschaft und Methode, über freies Denken und Voraussetzungslosigkeit. „Wer für den Lutherschen Glauben eintritt", verkündet er, „der hat von dem Wesen des Glaubens .... keine, auch nur blasse Ahnung". Statt des entthronten Luthers aber empfiehlt er zur Verehrung „den seligen Peter Canisius," den Jesuiten, „der der Höhepunkt, der Apostel und Heros Deutschlands geworden, und dem es .... vorzüglich zu danken ist, daß Deutschland nicht vollends der Verrohung und Frechheit anheimfiel." — Er warnt vor „den hohlen, elenden Phrasen": „Luther sei der größte deutsche Mann gewesen, der für die Welt die größte, befreiende Tat getan", und erklärt: durch ihn sei vielmehr „der alte ehrliche deutsche Charakter vielfach zu Grunde gegangen"!

Darum, so lernen wir zum letzten aus Denifles Buche: daß wir uns immer wieder besinnen müssen auf „Luther und Luthertum", auf den Sinn der Reformation.

Eine glückverheißende Wirkung des Buches sind die Antworten verschiedener evangelischer Theologen darauf. Es ist wahr, und manchen unter uns hat es vielleicht schon beklommen gemacht, daß in der evangelischen Christenheit das Lutherwort gilt, dem Denifle befriedigt zustimmt: „So viele Kirchen als Köpfe". So scheint es vornehmlich unter den Theologen zu sein. Aber gegen Denifles Buch sind sie alle in eine Front getreten, und ein Bekenner altgläubigen Luthertums bezeugt es angesichts des gemeinsamen Gegners dem Vertreter modernen Christentums, daß er ihm „innerlich nachzufühlen" vermöge, und alle sind in Empörung einig, als Denifle Adolf Harnack zweimal der Lüge beschuldigt. — Dieser einmütige Protest der Protestanten hat auf Denifle sichtlich Eindruck gemacht. Er nennt ihn „ein warnendes Zeichen". Er hat auch in der zweiten Auflage seines Buches einige harte Worte über Luther gemildert, etliches Falsche gestrichen. Der Hauptinhalt des Buches freilich ist geblieben, Denifle erhält ihn auch in einer neuen leidenschaftlichen Streitschrift aufrecht.

Uns aber, evangelische Glaubensgenossen, soll dieses feindselige Buch ein Stahl sein, der gegen Feuerstein schlägt. Möchte es Funken geben! Uns soll dieses wortewälzende Buch, in dem man vor lauter Theologie lechzt nach Religion, dankbar machen für den Quell des Glaubens, den uns Luther in solcher Oede geschlagen. Uns soll dieses unfruchtbare Buch, das auf den Schlackenhalden einer ausgeglühten Geisteswelt erwachsen ist, Sehnsucht wecken nach dem Frühling, den Luther „hart vor der Tür" sah, und der doch noch immer nicht zu voller Blüte aufgegangen ist. — „Los von Luther! Zurück zur Kirche!" ruft uns Denifle zu, und es schalle zur Antwort wieder: Ja, zurück zur Kirche, nämlich zur einen Gemeinde der Gläubigen, und darum weiter voran — mit Luther!



„Los von Rom“-Schriften

aus dem Verlage der **Buchhandlung des Evangelischen Bundes** von **Carl Braun** in **Leipzig.**

Die evangelische Bewegung in Oesterreich von einem süddeutschen Pfarrer. Preis 30 Pf., bei Frankozusendung 33 Pf. — **Die Geschichte eines Uebertritts.** Ansprache des ehemaligen katholischen Priesters, jetzt protestantischen Pfarrers André Bourrier. Uebersetzt von Pfarrer F. Sell-Ars. Preis 10 Pf., bei Frankozusendung 13 Pf. — **Die evangelische Bewegung in Oesterreich** von Dr. Karl Fey. Preis 10 Pf., bei Frankozusendung 13 Pf. — **Werden einer österr. Uebertrittsgemeinde** von Vikar Kinzenbach-Braunau i. B. Preis 10 Pf., bei Frankozusendung 13 Pf. — **Die evangelische Bewegung in Frankreich** von Stadtpfarrer Lachenmann, Kirchberg. Preis 10 Pf., bei Frankozusendung 13 Pf. — **Reiseeindrücke von der evangelischen Bewegung in Frankreich** von Stadtpfarrer Lachenmann, Kirchberg. Preis 10 Pf., bei Frankozusendung 13 Pf. — **Vier Jahre Arbeit in Steiermark** von Vikar Mahnert, Mahrenberg. Preis 10 Pf., portofrei 13 Pf. — **Die evangelische Bewegung in Oesterreich.** Beleuchtet von D. Fr. Meyer, Superintendent in Zwickau i. Sachsen. Preis 20 Pf., bei Frankozusendung 23 Pf., von 50 Expl. an 15 Pf., 100 und mehr 10 Pf. pr. Expl. — **Deutsch-evangelisch in Oesterreich** von demselben. Preis 10 Pf., bei Frankozusendung 13 Pf. — **Die evangelische Landeskirche und die evangelische Bewegung in Oesterreich** von demselben. Preis 10 Pf., bei Frankozusendung 13 Pf. — **Der Protestantismus in Oesterreich** von demselben. Preis 20 Pf., bei Frankozusendung 23 Pf., von 50 Expl. an 15 Pf., 100 und mehr 10 Pf. pr. Expl. — **Die evangelische Bewegung in Steiermark** von Pastor Möbius, Goslar. Preis 10 Pf., portofrei 13 Pf. — **Die evangelische Bewegung unter dem Klerus Frankreichs in der Gegenwart** von Inspektor Julius Orth, Augsburg. Preis 20 Pf., bei Frankozusendung 23 Pf. — **„Los von Rom“** von Prof. Dr. Otto Pfleiderer in Berlin. Preis 20 Pf., bei Frankozusendung 23 Pf., von 50 Expl. an 15 Pf., 100 und mehr 10 Pf. pr. Expl. — **Los von Rom** in der früheren Geschichte der Kirche in Böhmen von Gerhard Planitz, Pfarrer in Obercrinitz i. Sa. Preis 50 Pf., portofrei 55 Pf., bei Bezug von 100 Expl. und mehr 40 Pf., bei 1000 und mehr 30 Pf. pr. Expl. — **Die Rixdorfer Protestversammlungen und die evangelische Bewegung in Oesterreich.** Preis 25 Pf., portofrei 28 Pf. — **Anfänge der Los von Rom-Bewegung** geschildert von Dr. Hans Georg Schmidt. Preis 60 Pf., bei Frankozusendung 70 Pf., bei Bezug von 100 und mehr 40 Pf., bei 1000 Expl. 30 Pf. das Stück. — **Vier Jahre Los von Rom-Bewegung in Oesterreich.** Preis 10 Pf., portofrei 13 Pf.

Inhalt der XVIII. Reihe. Heft 205—216.

205. (1) **Das kirchlich-religiöse Leben der röm. Kirche im Königreich Sachsen.** Von Pfarrer Franz Blanckmeister in Dresden. 25 Pf.

206. (2) **Was haben wir vom Reformkatholizismus zu erwarten?** Von Prediger Prof. D. Scholz in Berlin. 25 Pf.

207. (3) **Römischer Hochmut auch im Reformkatholizismus.** Kritische Bemerkungen über Erhard, Der Katholizismus und das zwanzigste Jahrhundert im Lichte der kirchlichen Entwicklung der Neuzeit. 25 Pf.

208. (4) **Für das Paul Gerhardt-Denkmal in Lübben.** Ein Baustein von Walter Richter, Divisionspfarrer d. 11. Div. in Breslau. 25 Pf.

209/10. (5/6) **Die evangelische Kirche im Reichsland Elsaß-Lothringen nach Vergangenheit und Gegenwart.** Von Professor G. Anrich, Straßburg i. Elsaß. 40 Pf.

211. (7) **Das Ablaßwesen im modernen Katholizismus.** Von einem evangelischen Theologen. 20 Pf.

212. (8) **Der Große Kurfürst.** Ein Beitrag zu seinem Charakterbild. Von Pfarrer M. Büttner in Minden i. W. 20 Pf.

213. (9) **Zu Ehren des Herrn Grafen v. Wintzingerode-Bodenstein.** Ein Festwort in Anlaß seines 70. Geburtstages — 12. Juli 1903. Von Konsistorialrat D. Leuschner in Wanzleben. 20 Pf.

214/15. (10/11) **Die jesuitische Moraltheologie.** Ein Wort zur Liguori-Debatte. Von R. Herrmann, Pfarrvikar in Oberweid 40 Pf.

216. (12) **Berlichingen und Bismarck.** Wie ein kathol. Priester den ersten deutschen Reichskanzler zum Eideshelfer einer Geschichtslüge zu machen suchte. Von Professor Dr. Horst Kohl in Leipzig. 40 Pf.

Inhalt der XIX. Reihe. Heft 217—228.

217. (1) **Die Wahrheit über die römische Moral.** Vortrag bei der Versammlung des Bayerischen Hauptvereins des Evang. Bundes, gehalten am 8. September 1903. Von Professor D. E. F. Karl Müller in Erlangen. 20 Pf.

218. (2) **Ist Religion Privatsache?** Ein Beitrag zur Würdigung der sozialdemokratischen Programmforderung. Vortrag, gehalten im Evang. Bunde zu Erfurt am 2. Februar 1904. Von Dr. phil. Gerhard Fischer, Pastor in Erfurt. 35 Pf.

219. (3) **Wie erhalten wir das geistige Erbe der Reformation in den Kämpfen der Gegenwart?** Vortrag, gehalten auf dem ersten Jahresfest des Evangelischen Bundes für Schleswig-Holstein am 2. Dezember 1903. Von Lic. theol. Otto Scheel, Privatdozenten an der Universität Kiel. 45 Pf.

220. (4) **Die Vertreibung der evangelischen Zillertaler.** Ein Vortrag. 45 Pf.

221. (5) **Von katholischer Marienverehrung.** Streiflichter zur Würdigung der fünfzigjährigen Jubelfeier des Dogmas von der „Unbefleckten Empfängnis“. Von Paul Pollack, Pastor zu Groitzsch i. S. 60 Pf.

222. (6) **Der Evangelische Bund und die Politik.** Von Prediger Prof. D. Scholz in Berlin. 40 Pf.

223. (7) **Unsere Lage und unsere Aufgaben nach dem Fall von § 2 des Jesuitengesetzes.** Von Dr. Carl Fey. 35 Pf.

224/25. (8/9) **Die Marianischen Kongregationen.** Von E. Gebhardt, Pastor zu Wang. 1 Mk.

226 (10) **Das echte Lutherbild.** Von D. Dr. Paul Tschackert, ord. Professor der Theologie in Göttingen. 30 Pf.

Richard Hahn (H. Otto), Leipzig.